



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Knies, Richard: Karl Salzer : ein Roman : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

das Spiel gewonnen: Bismarcks nur wenig verhüllter Wunsch, die katholische Kirche möge mit ungeschulten Kräften der Mission dienen, kam einer Ausschließung jeder katholischen Mission gleich, denn diese ist ohne Orden ebenso undenkbar, wie der evangelische Missionar ohne die heimische Organisation. Mit Berufung auf Bismarcks eigene Worte konnten sie nun die disparitätische Behandlung ihrer Konfession auch für die Kolonien behaupten, wenn Bismarck auch gegen eine solche „Ungeheuerlichkeit“ sich auf das bestimmteste verwahrte. Die gefährliche Behauptung der Ultramontanen, daß einer Bekehrung der Schutzgebiete durch katholische Missionare das böse protestantische Kaisertum im Wege stehe, schien sich nach ihrer Auffassung bewahrheiten zu wollen. Zwar hatte Bismarck dem Zentrum dergestalt ein weiteres Mittel zur Erneuerung des Kulturkampfes in die Hand gegeben, aber auf die Kolonialpolitik konnte es keine Anwendung mehr finden, da diese zurzeit der besprochenen Debatte in ihrem wesentlichen Teile abgeschlossen war. Aller Macht der ultramontanen Partei zum Troß erreichte er, daß während seiner Kanzlerschaft ihr Wunsch nach Aufhebung des Jesuitenparagraphen und Anwendung des Toleranzartikels der Kongoakte auch auf die deutschen Schutzgebiete vom Reichstag in den Sitzungsperioden von 1887 bis 1890 noch dreimal abgelehnt wurde.



Karl Salzer

Ein Roman

Von Richard Knies

(Schluß)

Näher und näher rückt die Mitternacht, und nun wird der Junge vom Entsetzen förmlich geschüttelt. Er erinnert sich all der Gespenstergeschichten, die er von je gehört. Wie die Diebe punkt Zwölf alle Nacht die Ruhe ihres Grabes verlassen und zur Strafe für ihr Vergehen friedlos durch die Friedhofswege gehen müssen, die Augen zu Boden gesenkt, als suchten sie Verlorenes. Wie da die geizigen Bauern auferstünden, den Kirchhof verließen und hinauseilten auf den Acker des Nachbarn, dessen Grenzstein sie zu eigenen Gunsten verrückt haben, und wie sie nun eine Stunde lang mit den dünnen Totenfingern den Boden um den Grenzstein auf- und wiederzuwühlen mußten. Wie die Kinderlein ihren Gräberchen erstünden und Ringelreihen um ihre kleinen Kreuzlein herum spielten.

O, es ist so schauerlich, an all das zu denken. Es ist gewiß alles nicht wahr, aber wenn man um Mitternacht auf dem Friedhof steht wie ein frecher Eindringling unter den tief in der Erde schlafenden Toten, dann glaubt man daran. Dann ist es wie eine Strafe, daß man daran glauben muß.

Die Nacht ist so still, daß man jetzt die nahe Turmuhr über den Park hinweg zum Mitternachtschlage ausholen hört. Sie raffelt. . . . Sie schlägt die vier hellen Vorschläge der ganzen Stunden!

Bem, bem, bem, bem . . .

Und dann die tiefen Klänge:

Bam, bam, bam . . . bam!

Zwölf Uhr!

Mitternacht!

Totenstunde!

Gespensterzeit!

Noch während es schlägt, packen den Burschen eisige Schauer, die ihm die Haut des Hinterkopfes zusammenziehen, wie kalte Bäche den Rücken hinunterlaufen und in den Lenden zerrieseln; einer nach dem anderen, ganz furchtbar. Die Zähne klappern ihm, die Haare sträuben sich, er hört sein Blut rauschen und seine Nerven sisseln. Hin und her wird er gerüttelt, als hätten ihn die auferstandenen Gespenster in der Ferne. Seine Augen weiten sich und quellen aus den Höhlen hervor. Er stiert nach des Vaters Grab. Wird der jetzt auch herauströmen und, mit den Fingern auf die blutige Brust deutend, feuchend über die Friedhofswege gehen? Wird sich leise und unheimlich die Erde heben, wie man das sieht, wenn ein Maulwurf seinen Hügel aufwirft? Aber das Grab des Vaters bleibt stille, nichts rührt und nichts regt sich.

Doch vielleicht steht jetzt schon ein Knochengespenst hinter ihm, ein Knochenkern mit dürren langen Armen und kahlem Totenschädel, aus den tiefen unheimlichen Augenhöhlen entsetzlich grinsend. Karl verdreht die Augen und schielt nach hinten. Er wagt nicht, sich herumzudrehen.

So steht er eine Weile, zitternd wie Espenlaub, die Zähne fest aufeinander gebissen, damit sie nicht klappern sollen. Und dann wendet er sich doch mit einem Ruck um — nichts ist hinter ihm.

Aber jetzt . . . horch, was ist das . . . ? . . . ? Man hört ein Gludern in der Luft . . . ! Dort hinten auf dem alten Teile des Friedhofes, der verwachsen ist mit Hecken und Büschen und verhangen von Trauerweiden, dort ist es. . . . Von dorthier wird nun ein graufiger Totenzug kommen. . . . Schon hört man da eine heifere Stimme. . . . Es stöhnt, ächzt. . . . Es schwirrt in den Lüften. . . . Man spürt das Wellenschlagen der bewegten Luft wie schwülen Atem. . . . Und dann fludbert es dicht über seinem Kopfe hin. . . .

Er stößt einen schrecklichen Schrei aus, über den er dann selbst wieder erschrickt. Das wird nun alle die Toten wecken. . . . Wieder der heifere Schrei in den Lüften, ein paarmal nacheinander. . . .

Es war ein Käuzchen, das da aus dem Gebüsch flog, nur ein Käuzchen, sonst nichts. . . .

Die Turmuhr schlägt das erste Viertel nach Zwölf. Wie begütigend klingt es dem entsetzten Burschen ins Ohr. Es war nur ein Käuzchen, denkt er, nur ein Käuzchen, und schaut sich wieder um, ob nichts Schreckhaftes zu bemerken sei. Aber es bleibt ruhig. Seine Furcht legt sich wohl, doch schütteln ihn hin und wieder noch eisige Schauer. Erst als die Glocke um ein Uhr die volle Stunde schlägt, atmet er wie erlöst auf.

Bem, bem, bem, bem. Bam!

Vorüber ist die Totenstunde, die Gespensterzeit.

Gegen Morgen dampft ein leichter Nebel auf, aber er wird nicht dicht. Als es zu dämmern beginnt, erhebt sich ein frischer Luftzug, der ihn wieder ganz zerbläst.

Schon befürchtet Karl, daß er vergebens gewartet, daß er den Schrecken umsonst erduldet habe, als er durch die herbftlich hohl hallende Luft den Klang von Schritten fallen hört. Er horcht gespannt. Es ist ihm, als ob sein Gehörssinn sich weiter ins vordere Ohr dränge.

Sind es Tänzer, die vom „Grünen Baum“ kommen und den Weg nach Hause hinter dem Park her nehmen?

Die Schritte nähern sich. Schon kann man unterscheiden, daß sie nur von einer Person herrühren.

Es schlägt halb Sechß auf der Turmuhr, als das Friedhofstor quietscht. Karl biegt den Kopf nach vorn, um besser sehen zu können, stiert scharf, und ein Feuer sprengt durch seine Augen. Er huscht hinter die Zypresse zurück.

Es ist der Fulde-Jean.

Karl sieht, wie er geraden Wegs auf das Grab seines Vaters zugeht, wie er dort ein Messer aus der Tasche zieht, es aufklappt und sich zu dem Kreuze niederbeugt. Er ist in seine Arbeit vertieft.

Auf allen Vieren verläßt Karl sein Versteck und kriecht, so behende er nur kann, in einem weiten Bogen um den Grabschänder herum, um ihn von hinten zu erreichen.

Auf zehn Schritte ist er noch von ihm entfernt. Da macht er Halt, reckt sich auf, ballt die Fäuste und bleckt die Zähne aufeinander. Die Rachsucht schüttelt ihn, eine brutale Gier kommt in ihm auf. Es zuckt in seinen Fäusten, die Zähne knirschen und mahlen aufeinander. Er muß, muß diesen Kerl da zusammenhauen, wie ein Schmied altes Eisen. Des Vaters schweren Zuschlaghammer wünscht er sich in die Faust. . . . Zerschmettern würde er den verdammten Grabschänder da vorn. . . .

Nun brüllt der Bursche, daß ihm der Schaum von den blauen Lippen fließt:

„Du verfluchter Hund, jekert bist du verloren!“

Jean Fulde schrickt zusammen, das Messer entfällt seiner Hand, er fährt herum wie ein heftig angebrehter Kreisel, und dann sieht er den Sohn des verhassten Selbstmörders in mächtigen Sätzen auf sich losrasen. Noch ehe er sich eines weiteren besinnen kann, hat ihn sein Gegner gepackt.

Die beiden halten sich umklammert. Brust liegt an Brust. Sie ringen. Die Stiefel wühlen sich in den weichen Lehmboden ein. Die Rücken sind gestrafft. Jeder versucht, den anderen vom Boden in die Höhe zu bringen, um ihn dann niederzuschleudern. Aber noch gelingt es keinem. Es ist ein wildes Keuchen und Stampfen. Die Blumen sind zertreten. In der Blindheit des Kampfes stürzen die beiden wider das Kreuz, daß es krachend zerbricht. Da zuckt der Fulde zusammen und ächzt mit heiserem Krächzruf:

„Hilfe!“

Die Kräfte verlassen ihn. Der wütende Schmiedesohn zielt ihm ins Gesicht: „Was, Hilfe? Feigling! Hab ich dich jekert, Kerl, hab ich dich?“

Wieder krächzt der andere um Hilfe und rafft seine letzten Kräfte zusammen, um sich des Gegners zu entledigen. Da läßt der den einen Arm locker, ballt die Faust, holt weit aus und schmettert sie dem anderen auf die Zähne. Dann packt er den Überraschten bei der Brust, zerrt ihn auf die Erde nieder und kniet sich ihm auf den Leib. Der Unterlegene spuckt dem auf ihm Knienden die ausge schlagenen Zähne ins Gesicht und höhnt:

„Und er muß doch beim Teufel braten, beim Teufel in der tiefsten Höl!“

Ein Faustschlag ins Gesicht macht ihn verstummen. Als er die Augen wieder öffnet, sieht er das Messer über sich blitzen. Der Atem geht ihm aus, so fest würgt ihn da eine rasende Hand am Halse.

Dem Sohne des Selbstmörders glasen die Augen. Er schüttelt den unter ihm Liegenden, sich kaum noch Behrenden, daß ihm der Kopf heftig auf den Boden fährt, und schnaubt, während er ihm das Messer mehrmals rasch hintereinander in die Brust sticht:

„So, du sakramentser Kerl, wo jekert auch mein Vater ist, im Himmel oder in der Höl — wenn du zu ihm kommst, sagst du einen schönen Gruß von mir, ich hätt dir's wett gemacht, daß du sein Kreuz . . .!“

Weiter redet er nicht. Das entsetzliche Stöhnen des Gestochenen bringt ihn zur Besinnung. Er springt auf, wirft das blutriesende Messer hinweg und beschaut seine blutigen Hände. Ein Entsetzen packt ihn, die Gedanken stehen ihm still. Mit hervorquellenden Augen betrachtet er stier den Röchelnden, und dann wirft er sich neben ihn auf die Knie, schluchzt in tiefer Reue auf und ruft in qualvoller Angst:

„Sean, Sean, bleib leben! Das wollt ich net! Sean, Sean!“

Der Niedergestochene hebt schwer die Augenlider; den glasigen Augen entsteigt mühsam und müde ein gebrochener Blick, aus dem das letzte Leben flieht. Die Brust hebt und senkt sich noch einmal. Und dann nicht mehr. Tot.

Jetzt hört man nur noch des Mörders eindringliches, hastiges Zureden:

„Sean, Sean! Sean, Sean! Horch doch, Sean! Sean, hörst du mich net? Sean!“

Er umfaßt den Leichnam mit beiden Armen und versucht, ihn aufzurichten. Die Last ist schwer, der Kopf hängt sich hintüber und baumelt. Da erkennt der Bursche, daß nicht mehr zu helfen ist. Er läßt die Leiche wieder auf die blutgetränkte Erde gleiten und kniet sich daneben. Sein Gesicht wird ausdruckslos, als wüßte das Hirn nicht mehr, was da geschehen sei. So bleibt er eine Weile knien, und immer blöder wird der Ausdruck seiner Mienen; der Mund ist halb geöffnet, und die Augen haben das Geistige verloren.

Der unglückliche Mensch steht auf, pudt die blutigen Hände gleichgültig an die Hosen, so wie er sie an der Stallschürze abstreicht, wenn er das Kleinfutter fürs Vieh auf die Wärme geprüft hat, verläßt mit wankenden Schritten den Ort der entsetzlichen Tat und kauert sich in dem Fliedergestrüpp eines alten Grabes nieder, ein Zerschlagener an der Seele wie am Leibe.

Er bemerkt es nicht, daß ein Weib hastig und unruhig die Straße daher kommt, am Friedhofstor stehen bleibt und mit grellen Blicken zwischen den eisernen Gitterstäben hindurchlugt, zusammenzuckt, den Mund in heftigem Erschrecken mehrmals auf- und wieder zuklappt und schwankend wieder nach dem Dorfe zurückeilt.

In den Gassen stößt die Hungels-Gret einen gellenden Hilfeschrei aus und sucht mit den angstrollenden Blicken die Gassen ab. Nach und nach erscheinen ein paar verschlafene Bauern und fragen unter Gähnen, was denn nur los sei.

Es dauert lange, bis sie sich aus den wirren Worten der Gret ein Bild machen können. Je mehr Bauern sie um sich sieht, um so rascher gewinnen Bosheit und Fanatismus die Oberhand in ihr, und ihre aufstachelnden Rache-worte fallen wie zündende Funken in die Seelen der Versammelten.

„Seht ihr's!“ sagt sie, „der Appel fällt net weit vom Stamm! Ausrotten müßt' man das ganze Salzergesindel!“

Fast ist ihr der Messer, dem zu Hilfe zu eilen sie nicht den Mut hatte, Nebensache geworden. Erst, als auch der Vater des Ermordeten, ihr Bruder, sich in den Menschenkreis drängt, verliert sie ihre Fassung wieder.

„Ach du lieber Gott, Georg, was en Unglück! Ach du lieber Gott, dem Bub wird doch nix Schlimmes passiert sein!“

In den Mann fährt ein heftiger Schreck. Er ballt die Faust gegen seine Schwester und zischt:

„Mensch, wann was passiert ist, sollst du mir aach die Kränk krieje!“

Und dann reden die übrigen Bauern, junge und alte, auf ihn ein. Er hört zu, und als der Bericht zu Ende ist, reckt er den Arm aus und ruft:

„Allo, enaus dann, daß wir sehn, was passiert is. Und dem Salzer seinem schmeißen wir alle Rippen im Leib kaput! Gret, voran!“

Aber die Gret hat eine entsetzliche Angst. Sie sieht wieder das Bild vor Augen, das sie durch das Friedhofstor erspäht hat, und jetzt erst fragt sie sich mit Bangen und Zagen: wird er noch leben? Und dann fällt ihr die Mutter ein, die sie auf das Unglück vorbereiten muß.

„Georg, geh du aweiß mit dene Leut enaus, ich will zuerst zu deiner Frau!“

So zieht die erregte Menge hinaus auf den Friedhof. Ein Menschenknäuel schließt sich um das Grab, um die Kampfesstätte. Der Vater beugt sich nieder zu dem Sohne, und muß sehen, daß er tot ist.

Eine Weile steht er ganz starr und wortlos, und auch in der Menge verliert sich kein Wörtchen. Stille. Bis auf einmal der Mann seine Arme in die Luft wirft und schreit:

„Sehert gibts net Ruh und net Raß in mir, bis Vergeltung geübt ist! Ein Dunnerkeil muß den Hund verschmeiße, der das geschafft hat!“

Da kommt auch die Hungels-Gret zum Tore herein und hält ein weinendes Weib umfassen, das sie fast forttragen muß, so schwer lehnt es wider sie. Der Menschenring öffnet eine Gasse und läßt die beiden ein. Der Bauer nimmt sein Weib zu sich, zwingt seine rauhe, erregte Stimme zur Milde und sagt, indem er der Frau mit seinem breiten Rücken den schaurigen Anblick zu verdecken sucht:

„Faß dich, Lenche, faß dich!“

Aber die unglückliche Mutter drängt ihn beiseite und sinkt mit einem wilden Aufschrei an der Seite des Kindes nieder.

Die Hungels-Gret weiß sich nicht zu helfen. Sie möchte trösten und kann nicht. Sie möchte die weinende, schluchzende Mutter aufheben, aber die Hände sind ihr schwer wie Blei, und sie spürt, wie eine große Verwirrung sie umnebeln will.

Da wacht, ihr unbewußt, alle Frömmerei und aller Fanatismus in ihr wie eine Schutzwehr auf. Sie reckt den Zeigefinger drohend in die Höhe und schreit mit spitzer Stimme:

„Seht ihr's, ihr Leut, wie unser Herrgott schon alles Unheil über unser Dorf kommen läßt wegen dem eineinzigen Selbstmörder! Das ist der Fluch Gottes!“

Noch ehe diese Worte in den Bauern recht zur Wirkung kommen können, rollt ein Brüllen durch die Luft wie von einem Raubtier.

Karl, der alle Vorgänge am Grab gleichgültig verfolgt hat, als gingen sie ihn nichts an, wird durch die gellende Weiberstimme noch einmal aus seiner Stumpfheit geweckt. Er springt auf, reißt in mächtiger Wut von dem Sockel des Grabsteines, zu dessen Füßen er zusammengesauert lag, die Engelsstatue aus weißem Kalkstein, schwingt sie über den Kopf und stürmt so auf die Hüngels-Gret zu, indem er mit gewaltiger Stimme dabei brüllt:

„Du sollst verflucht sein, du Mensch, du, du, du, du!“

Ein ganz entsetzliches Dröhnen grollt in dem Wörtchen du. Es liegt etwas Dämonisches in der Erscheinung des Anstürmenden, der mit der schweren Engelstatue zum Wurf ausholt wie ein Riese mit einem Felsblock spielt.

Die Bauern, hinter deren Rücken die Hüngels-Gret sich vergebens zu verstecken sucht, weil jeder sie wieder vor sich stößt, weichen gegen die Friedhofsmauer zurück. Zu ihrer höchsten Verwunderung und Erleichterung zugleich läßt der Bursche das Steinbild plötzlich fallen, wendet sich seitwärts und fliegt mit weit ausgebreiteten Armen auf das Tor zu. In seinem Gesichte geht eine merkwürdige Veränderung vor. Das Rohe, Brutale, Viehische, Unfinnige, die ganze dämonische Verzerrung weicht einem friedlichen Ausdruck, einem freudigen Strahlen und erlösten Leuchten, und aus der Brust, aus der eben noch die rasendsten Rache- und Wutschreie gelsten, sprudelt eine halb gebrochene, halb klare Subelstimme:

„Unfel Hannes, Unfel Hannes!“

Hannes Holtner, den die Nachricht von der Tat beim Zittern erreicht hat, kommt gerade zum Friedhofstor herein. In dem unglücklichen Menschen aber wacht bei diesem Anblick die Liebe auf und berührt und segnet mit ihrem Kusse seine stumpfe Seele, daß sie alles Unehle von sich schütteln muß.

Die Verfolger aber glauben, daß der Bursche ihnen entfliehen wolle, denn ihre ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf ihn, und so beobachteten sie das Kommen des Mannes nicht.

Steine, von der bröckeligen alten Friedhofsmauer gerissen, fliegen Karl entgegen, und einer zerfchmettert ihm die Schläfenwand. Er stürzt, die ausgebreiteten Arme nach vorn, zusammen.

Im gleichen Augenblicke will sich die Menge auf ihr Opfer werfen, doch die dröhnende Stimme des Hünen Hannes Holtner hält sie zurück wie gebändigte Tiere.

„Rühr mir ihn keiner an! Soll noch mehr Unheil angerichtet werden?“

In einigen erwacht die Besinnung, und sie schelten auf die Steinwerfer. Diese aber fragen, ob dem Mörder denn ein Unrecht geschehen sei. Es ist ein wüstes Schreien und Widerredengeben, bis der Polizeidiener die Menge aus dem Friedhofe weist und den Arzt rufen läßt.

Hannes Holtner aber bückt sich zu seinem Schützling nieder, der regungslos daliegt.

„Karl, mein lieber Bub, Karl, hörst du, Karl?“

Keine Antwort. Da hebt Hannes Holtner den Betroffenen auf wie ein kleines Kind. Er ist tot. Die Liebe hat die Seele, die sie aus der Vertierung erlöst, mit sich in die Heimat genommen.

Erschüttert legt Hannes Holtner die Leiche wieder auf die Erde, lehnt sich wider die Friedhofsmauer und hält Wache bei seinem Liebling. Sein Blick geht verloren ins Weite. Er zuckt zusammen, als er seinen Namen rufen hört. Sein Bruder Vinzenz steht vor ihm.

„Hannes!“

Sonst nichts.

„Vinzenz!“ sagt Hannes Holtner und deutet auf die Leiche. Sonst nichts.

Vinzenz Holtner aber weiß, daß der Bruder nach betrogener Jugendliebe, die ihn von der Hochschule zurück auf die väterliche Scholle getrieben hatte, den größten Schmerz seines Lebens leidet. Vinzenz Holtner weiß auch, daß sein Bruder mitschuldig ist an den graufigen Geschehnissen, aber er schweigt.

Die Kunde von dem Unglück hat sich durch das Dorf verbreitet, und in Scharen strömen sie heraus. Es ist ein Summen und Surren von Stimmen vor dem Friedhof, an dessen Eingang der alte Kuppel Wache hält und die Andrängenden zurückweist. Die nicht Zeugen der Tat waren, fragen nach den Einzelheiten, und dann sprechen und raunen sie, wie doch ein Unglück das andere nach sich ziehe.

Auch der Pfarrer kommt nach der Messe heraus. Er ist tief erschüttert, in seinen Augen stehen Tränen. O, es ist so schwer, so grauenhaft verantwortungsvoll, Pfarrer zu sein, Hirte. Seine Lippen zittern von den Gebetsworten, die jagend und zuckend über sie beben. O Gott, wieviel des vergossenen Blutes kommt über ihn?

Er sieht den Schmerz des Hannes Holtner und streckt ihm die Hand entgegen. Doch der achtet es nicht und sieht über den Pfarrer hinweg.

Da neigt der Priester den Kopf auf die Brust, die Hand aber läßt er nicht sinken, sondern hebt sie höher zum Segen über den toten Karl.

Als die Hungels-Gret von der Leiche ihres Neffen zurückkommt, tritt sie an die seines Mörders, schaut Hannes Holtner fest ins Gesicht und sagt mit ungebroschen grausamer Schärfe:

„Das ist die Vergeltung!“

Dem Manne schwellen die Bohnadern dick wie Windsfaden heraus, aber er mäht sich. Mit tiefer Stimme fragt er die Hungels-Gret:

„Vergeltung?“

Aus seinem Munde kommt die Frage so schauerlich, daß dem Weibe alle Brunnen der Frömmigkeit einbrechen. Der Tempel der Selbstgerechtigkeit, den sie sich erbaut, stürzt zusammen und zerschmettert ihre Festigkeit. Sie taumelt zurück vor der Erkenntnis, die bei der Frage Hannes Holtners wie ein zischender Blitz ihre Seele durchzuckt. Sie wendet sich ab, wortlos zwar, aber das Herz voll rasend anstürmender Vorwürfe und Anklagen.

Und zum erstenmal seit ihrer Kindheit geht sie in die Kirche wie der arme Böllner und betet dort für dreie.

* * *

Die Tage vergehen und die Wochen.

Zwei Gräber haben sich geschlossen, und schon blühen weiße Aftern darauf.

Auf dem Friedhose dulden sie sich als Nachbarn: der Selbstmörder und sein Sohn und der Grabschänder.

Und wenn die Hingels-Gret dort kniet in tiefer Zerschlagenheit und nicht fort will von den Gräbern, dann kommt eine Schwester des Ermordeten, ihre Nichte, führt sie hinweg und sucht die Trostlose zu trösten.

Aber diese weist alle beruhigenden Worte ab.

„Lieb Kind, du weißt nicht, wie mir's ums Herz ist. Ich mein grad, ich hätt alle Last der Welt zu tragen, und ich find keine Ruhe bis an mein Lebensend, und ich möcht bald verzweifeln. Wer weiß, ob ich nicht noch bis über den Tod hinaus büßen muß. Denn immerfort hör ich unsern Herrgott sprechen: Nichte nicht, damit du nicht gerichtet werdest...!“

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Theater

Georg Fuchs: „Die Sezession in der dramatischen Kunst und das Volksfestspiel.“
(Bei Georg Müller, München).

Georg Fuchs, der Leiter des Münchener Künstlertheaters, bringt in diesem Bändchen eine Reihe aktueller Gedanken, denen man einen gesunden Kern nicht abstreiten kann, so entschieden man auch die waghalsigen Konsequenzen, zu denen der Verfasser gelangt, im letzten Grunde verwerfen muß. Der gesunde Kern liegt in dem Fuchsschen Aufruf, das zeitgenössische Theater vom Elend des „Literarischen“ zu befreien, einer Bühnenkunst die Wege zu bahnen, die in harmonischer Geschlossenheit nach großen, volksbeglückenden Zielen strebt, und nach dem Vorbilde des attischen Theaters eine neue Kunstpoche heraufdämmern zu lassen, die den verlockenden Gedanken: „ein Volk, ein Gott, eine Kunst“ in wirkungsvollen Rieslinien auszudrücken vermag. Tatsächlich lastet das, was Fuchs das Literarische nennt, wie ein Fluch über unserm Theaterleben. Es hat eine solche Zerrissenheit, ein solches Sich-Verkapseln in Sonderbewegungen und eine so entschiedene

Abkehr von den Forderungen des Tages erzeugt, daß schon sehr viel optimistische Phantasie dazu gehört, heute von einem lebendigen Zusammenhang zwischen Theater und Volksbewußtsein sprechen zu wollen. Wenn unsere ernsthaften Bühnenhäuser veröden und ihre Kundschaft mehr und mehr ans Varieté und an den üppig wuchernden Kinematographen abtreten müssen, so liegt das ganz gewiß daran, daß das Publikum im Theater schon lange nicht mehr findet, was es sucht. Der auf der deutschen Bühne, wie es scheint, allmächtige Snob hat da eine heillos breite Klust geschaffen und wird vor dem Nichterstuhl der Zukunft zweifellos die Sünde vertreten müssen, das dankbarste Menschenmaterial, das unser Volk herzugeben hat, böswillig und hartnäckig dem Theater entfremdet zu haben. Wenn ein Vergleich gestattet ist: die englische Bühne, so tief sie auch kulturell stehen mag, hat auf jeden Fall jenen lebendigen Zusammenhang mit der Gegenwart und mit der Zeit überhaupt, von dem wir oben sprachen. Sie wurzelt mit allen Fasern in der Welt des Engländer von heutzutage. Sie sucht ihr Ziel nicht im fragwürdigen Bereich blasser Problematik, sondern sie betont, stolz und